

IDB Paper

No. 8

**Rassismus hinter den
Kulissen - Wenn *Weiß*e
unter sich sind**

Impressum

© 2020 IDB | Institut für diskriminierungsfreie Bildung

Berlin

E-Mail: institut@diskriminierungsfreie-bildung.de

Datum der Veröffentlichung:

Juli 2020

Rassismus hinter den Kulissen – Wenn *Weiß*e unter sich sind

von Jule Bönkost

Rassismus ist sehr flexibel. *Weiß*e Menschen haben ein großes Repertoire an Verhaltensweisen verinnerlicht, um *weiße* Privilegien und ihre Machtstellung in der Gesellschaft zu verteidigen. Dazu gehört ganz wesentlich auch, sich vor anderen als nicht rassistisch zu präsentieren. Das gilt aber nicht für alle Situationen gleichermaßen. Eine Rolle spielt dabei, mit wem kommuniziert wird.

Viele *Weiß*e demonstrieren das Bedürfnis, vor anderen als nicht rassistisch zu gelten. Als *weißer* Mensch erlebe ich allerdings immer wieder, dass dieses Bedürfnis weniger ausgeprägt erscheint, wenn *Weiß*e unter sich sind. Davon ausgenommen sind Räume, die sich Kritischem Weißsein verpflichten. Hier stellen sich *Weiß*e gegenseitig häufig als besonders kritisch dar. Auch bei öffentlichen Veranstaltungen, wie z. B. politischen Gesprächsrunden im Fernsehen, scheint dieses Bedürfnis nicht zu schwinden. Sie werden von den Redner*innen gerne als Plattform für Selbstdarstellung genutzt. Sollte es dabei ausnahmsweise explizit um das Thema Rassismus gehen, fehlt es selten an einer Selbstinszenierung der *weißen* Gäste (und Moderator*innen) als rassistuskritisch. Dabei scheint egal, wer noch mit in der Runde sitzt. Entscheidend ist offenbar die Weitreichende der gesendeten Botschaften. Wenn viele Menschen die Aussagen hören können und außerdem nicht klar ist, wer potentiell alles dazu gehört, scheinen viele *Weiß*e häufig vorsichtiger zu sein, was sie zum Thema Rassismus sagen. Das heißt leider nicht, dass ihre Aussagen dann automatisch weniger problematisch ausfallen. Zu beabsichtigen oder zu behaupten, nicht rassistisch zu handeln, garantiert keine solche Praxis. Vielmehr ist hierfür entscheidend, wie die Taten wirken.

Nach außen Rassismuskritik predigen und heimlich rassistische Witze machen

Anders als in der Öffentlichkeit und großen Runde sieht es häufig im kleineren Kreis unter *Weiß*en aus. Das kann in der Familie, unter Freund*innen und Nachbar*innen oder im Sport- und Kleingartenverein sein. Ich erlebe in solchen *weißen* Räumen häufig, dass *Weiß*e Aussagen machen, von denen ich sicher bin, dass sie diese nicht machen würden, wenn eine BPoC-Person dabei wäre. Das können beispielsweise rassistische Begriffe oder rassistische Stereotype und Argumentationsweisen sein, die verwendet werden. Rassistische Witze gehören auch dazu. Ich nehme das an, weil ich viele dieser Personen auch immer wieder im Beisein von Personen mit Rassismuserfahrung erlebe. Dann verhalten sie sich anders. Beim Thema Rassismus sind sie dann zurückhaltender und vorsichtiger. Manchmal wirken sie netter, konzentrierter oder angespannter. Ihre Meinung behalten sie dann auch schon mal für sich. Besagte Aussagen werden dann meistens unterlassen. Rassistische Kommentare nur vor mir, einer anderen *weißen* Person, zu machen, scheint hingegen grundsätzlich unproblematisch für sie zu sein.

Nur um das klarzustellen, bei den Personen, von denen ich hier spreche, handelt es sich nicht um Menschen, die sich bewusst für Rassismus entschieden haben und vorsätzlich rassistisch handeln. Sie wählen keine rassistischen Parteien und gehören keinen rassistischen Gruppierungen an. Ich weiß, dass keiner der Menschen, von denen ich hier spreche, von sich behaupten würde, Rassist*in zu sein. Genau das ist auch das Bemerkenswerte. Für die alltäglichen rassistischen Äußerungen nur unter *Weiß*en braucht es keine bewussten rassistischen Überzeugungen.

Die rassistischen Äußerungen, die ich unter *Weiß*en erlebe, passieren häufig nur beiläufig. Beispielsweise geht es dann nebensächlich um „die lauten Türkenkinder“ in der Nachbar*innenschaft. Manchmal wird aber auch ausgeholt, wie es z. B. einige *weiße* Nachbar*innen taten, als bekannt wurde, dass demnächst im Kiez eine Geflüchtetenunterkunft gebaut werden soll. Immer erscheint den rassistischen Aussagen eine gewisse Selbstverständlichkeit und Normalität inbegriffen. Von einer Angst, als rassistisch zu gelten, kann in diesen Momenten nicht die Rede sein. Vielmehr wird in der Erwartung gesprochen, dass ich, als ebenfalls *weiße* Person, die Aussagen nicht hinterfrage. Im Gegenteil, es schwingt die Annahme mit, dass ich es genauso sehe.

Selbst wenn eine rassistische Äußerung völlig unerwartet fällt, so meine Erfahrung, bleiben *Weiß*e untereinander meistens locker und entspannt. Der „komische Moment“ in der Runde entsteht meistens erst,

sobald eine BPoC-Person dabei ist. Erst dann wird es in der Regel unangenehm, peinlich und unpassend für *Weißer*. Der US-amerikanische *weiße* Aktivist und Autor Tim Wise beschreibt das in seinem Buch *White Like Me* (2008: 194-196) anschaulich. Er berichtet von einem Erlebnis in einer Gruppe unter *weißen* Studierenden: Als einer der Studierenden einen rassistischen Witz machte, erklärte Wise ihm, dass er tatsächlich Schwarz sei, da er eine Schwarze Mutter habe. Wise erfand dies, um die Reaktion des Studenten zu beobachten. Dieser entschuldigte sich daraufhin sofort mit den Worten: „Oh mein Gott. Das tut mir so leid. Das wusste ich nicht.“ (Wise 2008: 195, Übersetzung J.B.). Unter *Weißer* hatte der Student also keine Bedenken, den rassistischen Witz zu erzählen. Erst als er annahm, eine Schwarze Person habe den Witz gehört, erscheint ihm dies unangenehm und falsch.

Mit *weißer* Solidarität stabilisieren *Weißer* untereinander Rassismus

BPoC sehen sich tagtäglich mit rassistischen Aussagen *Weißer* konfrontiert. Rassistische Äußerungen nur unter *Weißer* kennzeichnet im Vergleich dazu, dass sie sich an andere *Weißer* richten in der Erwartung, aus spezifisch *weißer* Perspektive befürwortet zu werden. Deshalb fallen sie teilweise auch anders aus. Ich erlebe z. B. immer wieder, dass ich sprachlich als *weiße* Person adressiert werde, wenn andere *Weißer* rassistische Dinge sagen. Das passiert z. B. mit „Wir“-Formulierungen, die sich auf die geteilte Erfahrung als *Weißer* beziehen. „Wir werden hier immer weniger“, erklärte in meinem Beisein vor Kurzem eine *weiße* Nachbarin. Sie regte sich über den Bau der Geflüchtetenunterkunft ein paar Straßen weiter auf und wiederholte dabei rassistische Stereotype über Schwarze Männer. Die gemeinsame Erfahrung als *Weißer* wird auch betont, wenn es heißt, „dir kann ich das ja sagen“, „mal unter uns“, oder „du weißt schon, was ich meine“. Damit erhalten die rassistischen Äußerungen einen besonders auffordernden Charakter. Sie laden mich ein, als *weiße* Person zuzustimmen, mitzuschimpfen, mitzulachen und Verständnis für die Gefühle meines *weißen* Gegenübers zu zeigen – und die Aussagen damit zu legitimieren. Hierfür reicht häufig schon ein Schweigen aus.

Wenn ich unter *Weißer* rassistische Äußerungen erlebe, spüre ich die Aufforderung, zuzustimmen, deutlich. Ich erlebe diese Aufforderungen als Appell für was Robin DiAngelo (2018: 57) „*weiße* Solidarität“ nennt. „White solidarity is the unspoken agreement among whites to protect white advantage and not cause another white person to feel racial discomfort by confronting them when they say or do something racially problematic.“ (DiAngelo 2018: 57) *Weißer* Solidarität ist eine zentrale Strategie des Rassismus und betrifft auch den Umgang mit rassistischen Äußerungen, die *Weißer* nur unter sich machen: Mit rassistischen Äußerungen untereinander, die keine*r infrage stellt, festigen *Weißer* rassistische Denk- und Handlungsweisen untereinander. Auf diese Weise versichern sich *Weißer* untereinander ihre *weißen* Privilegien und ihre Machtstellung in der Gesellschaft. Rassismus ist auf *weiße* Solidarität angewiesen, um zu funktionieren. Sie wird nicht nur gegeben, sondern auch erwartet und eingefordert. Wenn sie nicht erfolgt, wird dies meistens bestraft. Rassismus kennt keine Alternativen zu *weißer* Solidarität. Wie den Widerstand von BPoC duldet er kein rassismuskritisches Handeln *Weißer*.

Zweigesichtiger Rassismus

Mit Blick auf den US-amerikanischen Kontext beschreiben Leslie Picca und Joe Feagin (2007) den Rassismus, der unter *weißen* Personen stattfindet, als Rassismus „hinter den Kulissen“ („racism in the backstage“). Sie erklären, dass sich *Weißer* im Hinblick auf Rassismus untereinander meistens deutlich anders verhalten als bei ihrem Agieren „auf der Bühne“ („frontstage“) – im Beisein von Menschen mit Rassismuserfahrung. Dies ist das Ergebnis ihrer Analyse der persönlichen Tagebuch-Aufzeichnungen von 626 *weißen* Studierenden verschiedener US-amerikanischer Hochschulen zu ihren rassismusrelevanten Interaktionen im Alltag. Diese alltäglichen Situationen, in denen Rassismus eine Rolle spielte, wurden von den Studierenden im Durchschnitt über etwas mehr als zwei Wochen dokumentiert. Weil ihr Verhalten unter *Weißer* und ihr Handeln in Anwesenheit von Menschen mit Rassismuserfahrung so sehr auseinanderklafft, sprechen Picca und Feagin von einem „two-faced racism“ (Picca und Feagin 2007).

Die Untersuchung der beiden zeigt, dass sich viele *Weißer* unter *Weißer* im Hinblick auf rassistische Verhaltensweisen sicher und frei von bestimmten Erwartungen an sich fühlen, die sie verspürten, wenn

Personen mit Rassismuserfahrung dabei seien (Picca und Feagin 2007: 91). In Anwesenheit von BPoC würden sich die meisten *Weiß*en aufgefordert fühlen, sich hinsichtlich Rassismus höflich zu verhalten. Sie würden davon ausgehen, dass offenkundig rassistische Aussagen unangebracht sind und missbilligt werden. In geschützten *weißen* Räumen hingegen seien offen rassistische Kommentare und Witze nicht ungewöhnlich und würden in der Regel toleriert, wenn nicht bestärkt. Entsprechend würden *Weiß*e unter *Weiß*en üblicherweise erwarten, dass ihr offenes rassistisches Verhalten toleriert oder gar befürwortet wird (Picca und Feagin 2007: 91).

In meinen Bildungsveranstaltungen zum Thema Rassismus habe ich schon viele Berichte *weißer* Teilnehmer*innen zu diesem alltäglichen Rassismus in *weißen* Räumen gehört. Dann geht es um Verwandte, Arbeitskolleg*innen oder den Bekannt*innenkreis und immer wieder um die Frage, wie mit diesen Situationen des alltäglichen Rassismus „hinter den Kulissen“ am besten umgegangen werden kann. Ein wesentlicher Schritt ist dabei schon erfolgt, nämlich anzuerkennen, dass Rassismus auch wesentlich damit weitergetragen wird, wie *Weiß*e sich verhalten, wenn keine BPoC dabei sind.

Rassismuskritik hinterfragt, wie *Weiß*e untereinander Rassismus weitertragen

Bis heute wird viel zu selten über Rassismus gesprochen. Wenn dies der Fall ist, dann geht es meistens um BPoC und die Erfahrung von Ausgrenzung und Benachteiligung. Es ist unabdingbar für rassismuskritisches Handeln, diese Erfahrung zu benennen und immer mitzudenken. Rassismus umfasst aber noch mehr. Die Baustelle, die es zu bearbeiten gilt, ist viel größer. Zu ihr gehört, dass Rassismus von *Weiß*en ausgeht, die verinnerlicht haben, *weiße* Privilegien zu verteidigen. Das wird kaum thematisiert. Noch seltener wird hinterfragt, wie *Weiß*e mit ihrem Verhalten untereinander Rassismus stabilisieren. Dabei setzt Rassismuskritik auch hier an.

Viele *Weiß*e nehmen an, dass Rassismus nicht relevant sei, wenn keine BPoC anwesend sind. Er könne dann sozusagen nicht passieren, weil niemand da sei, der ausgegrenzt und benachteiligt werden könne. In einem Workshop zur Sensibilisierung für Rassismus, den ich mit meiner Kollegin durchführte, erklärte eine teilnehmende Gleichstellungsbeauftragte einer deutschen Hochschule, dass Rassismus an ihrer Hochschule kein Problem darstelle, da es hier keine Schwarzen Menschen gebe. Dass genau dies ein Zeichen für Rassismus darstellen könnte, weil Rassismus mit seinem Einfluss auf Bildungswege BPoC bis heute einen erschwerten Zugang zu Hochschulbildung verschafft, erkannte sie nicht. Wie diese Person in meinem Workshop sind sich die meisten *Weiß*en nicht bewusst, dass *Weiß*e, und damit sie selbst, rassistisch handeln können, ohne dass Menschen mit Rassismuserfahrung anwesend sein müssen. In *weißen* Räumen wird Rassismus aber auf vielfältige Weise reproduziert. Dazu zählen alltägliche rassistische Äußerungen, die rassistische Denkweisen wiederholen und festigen, die der Benachteiligung und Ausgrenzung von BPoC in der Gesellschaft zugrunde liegen.

***Weiß*e Spaßverderber*innen**

Das Einschreiten gegen die häufigen rassistischen Bemerkungen, die *Weiß*e nur unter sich machen, ist eine spezifische Aufgabe *weißer* Verbündeter von BPoC. Es ist eine Möglichkeit spezifisch für *Weiß*e, Rassismus nicht weiterzutragen. Wenn ich als *weiße* Person bei rassistischem Verhalten anderer *Weißer* einschreite, untergrabe ich *weiße* Solidarität, auf der Rassismus aufbaut. Damit signalisiere ich anderen *Weiß*en, dass sie nicht davon ausgehen können, dass alle anderen *Weiß*en der gleichen Meinung sind und ein solches Verhalten gutheißen oder dulden. Das kann eine irritierende und verunsichernde Wirkung haben, die verinnerlichte rassistische Denk- und Handlungsweisen herausfordern kann. Das kann aber auch zu Abwehrreflexen führen. Wenn ich z. B. einen rassistischen Witz kritisiere, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass ich mir anhören muss, dass ich keinen Humor verstehe oder dass Satire alles darf. Das Problem verschiebt sich dann schnell auf einen selbst. Wenn ich in das rassistische Verhalten anderer *Weißer* interveniere, kann das auch eine Angst auslösen, als rassistisch zu gelten. Dann geht es *Weiß*en häufig schnell nur noch darum, den verspürten Rassismusvorwurf zurückzuweisen, oft auch mit einem Gegenangriff: „das war nicht so gemeint“, „du übertreibst“, „das stimmt nicht“, „jetzt will ich dir mal was sagen“. Dann wird es schwer und herausfordernd, Anregungen für rassismuskritisches Denken und Handeln zu geben.

Als *weiße* Verbündete ist aber genau das meine Aufgabe, die ich im Blick haben muss, wenn ich mit anderen *Weiß*en zusammen bin. Wie Tim Wise treffend über das Einschreiten *Weiß*er gegen Rassismus unter *Weiß*en schreibt, ist jemandem zu sagen, vor einem*iner keine rassistischen Kommentare zu machen nicht dasselbe, wie diese Person dazu zu bewegen, ihr rassistisches Verhalten zu stoppen. Dann geht es nur darum, die eigenen Ohren zu schützen, anstatt dass versucht wird, die andere Person wirklich bei ihrem Lernprozess zu unterstützen. (Wise 2008: 194) Mir gab zu denken, als eine gute *weiße* Freundin nach einem Gespräch über Rassismus zu mir sagte, dass sie mit mir nicht mehr über das Thema diskutieren wolle. Ich wollte meine Freund*in erreichen, aber sie zog sich zurück. In meiner Arbeit erlebe ich immer wieder, dass *weiße* Menschen, die begonnen haben, sich mit Rassismus auseinanderzusetzen, Freund*innenschaften mit anderen *Weiß*en verloren haben oder nicht mehr mit *weißen* Familienmitgliedern sprechen, weil es aufgrund des Themas Rassismus zu Konflikten kam.

Manchmal mag es unvermeidbar zu sein, als *Weiß*e*r unter *Weiß*en einfach nur der*die *weiße* Spaßverderber*in zu sein, um rassistische Aussagen nicht so stehen zu lassen. Doch als *weiße* Verbündete dürfen wir den Kontakt zu anderen *Weiß*en nicht einfach beenden und andere *Weiß*e nicht einfach aufgeben. *Weiß*e Verbündete von BPoC sind nicht nur Spaßverderber*innen unter *Weiß*en, sondern immer auch motivierende Ideengeber*innen, Ansprechpartner*innen und Vorbilder für andere *Weiß*e. Als Verbündete von BPoC müssen wir als *Weiß*e anderen *Weiß*en, als potentielle Bündnispartner*innen gegen Rassismus, unsere Hand ausstrecken – gerade weil sie rassistisch handeln.

Literatur

DiAngelo, Robin (2018) *White Fragility: Why It's So Hard for White People to Talk About Racism*. Boston: Beacon Press.

Picca, Leslie Houts und Joe R. Feagin (2007): *Two-Faced Racism: Whites in the Backstage and Frontstage*. New York: Routledge.

Wise, Tim (2008): *White Like Me: Reflections on Race from a Privileged Son*. Berkeley: Soft Skull Press.